

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 5

Artikel: Stimmen und Meinungen : "Kunst und Ethik"
Autor: Hegg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

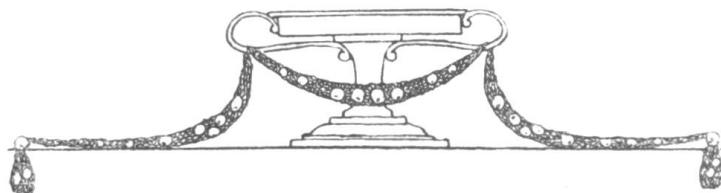
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ischen Natur, und pflanzte sich mit Fleiß in Eingeborenen fort. Er ähnelt den Koller und den Buchser, den Gleyre und L. Robert, wo diese das würdigste Ebenmaß mit dem künstlerischen Ausland bewahren. Er hat Genf uns angeschlossen, indem er den großen Berner fein und lateinisch schliff, der seit einem Menschenalter jener Stadt reichlich vergilt, was sie durch Menn an ihm geleistet hat.



Stimmen und Meinungen*

„Kunst und Ethik“

Eine Erwiderung von Emil Hegg



er Artikel über „Kunst und Ethik“ von Jos. Aug. Lux im 3. Heft dieses Jahrgangs der „Alpen“ bedarf der Erwiderung.

Prinzipiell kann man dem Verfasser in vielen Punkten zustimmen. Es ist richtig, daß sich wahre Kunst nicht ethisch gibt, daß sie nicht darauf ausgeht, oder gar nur durch die Absicht hervorgerufen wird, im Genießenden ethische Gefühle zu erzeugen oder zu stärken, ihm zu ethischen Erkenntnissen zu verhelfen; daß sie sich keineswegs gebunden fühlt, nur das im landläufigen Sinne „Schöne“ darzustellen, oder die Natur nachzuahmen. Man kann auch den Satz zugeben, daß die Kunst das will, was man das Göttliche nennt, und nicht das Sittliche. Aber da das letztere doch auch mit im ersten drin ist, wird sie es auch wollen, wenn auch — meinen — nur mittelbar, und auf ihre eigene Weise.

Allerdings nicht die Moral des großen Haufens; die ist stets schief und äußerlich. An solchem Maßstab gemessen, mögen Männer wie Byron, Verlaine, Hals und Rembrandt wohl unmoralisch ausgesehen haben — ein ethischer Kern steht

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger sachlicher Weise abgesetzt sein und dürfen keine persönliche Spize enthalten.

doch in ihnen. Und Goethe, über dessen Moralität die Meinungen bekanntlich auch jetzt noch sehr geteilt sind? Äußerlich hatten doch wohl die strengen Moralisten seiner Zeit recht; aber wenn man versteht, wie dieser große und vorurteilslose Mensch stets das Bedürfnis hatte, seine aphroditischen Erlebnisse in der Dichtung erotisch zu werten, also zu veredeln, wie er, gelegentlich in fast verwegener Weise, solchen Abenteuern sogar eine ethische Seite abzugewinnen versuchte, so kann man aus dieser einzigen Tatsache, ganz abgesehen von allem übrigens, schließen, er sei eine durchaus ethische Persönlichkeit gewesen. Es dürfte wohl kaum gelingen, auf Grund seiner Werke oder seines Lebens den Beweis zu führen, daß wahre Kunst die Ethik so zu scheuen habe, wie Feuer das Wasser. Die Ethik im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, natürlich nicht die sog. Tantennoral, ist es, die ihn und alle Großen nicht nur als Menschen, sondern gerade auch als Künstler gerettet hat. Reine Ästhetik als psychologische Alleinheit ohne ethischen Hintergrund war wohl noch nie die Grundlage wirklich großen Künstlertums. Sie ist so gut eine Gefahr der Kunst wie die einseitig betonte Ethik.

Ich begreife überhaupt diese Angst vor der Ethik in der Kunst nicht recht. Als ob man sich in der Kunst so eine Art Schongebiet reservieren möchte, um sich da von den ethischen Anstrengungen der Woche erholen zu können. Die Ethik des Kunstwerkes braucht sich ja auch gar nicht im Gegenständlichen zu äußern, und ist doch da, wenn nur der Künstler mit Gewissenhaftigkeit seiner inneren Notwendigkeit folgt und nicht mit salopper Mache die ethischen Gefühle des seiner empfindenden Beschauers verletzt. Ein Künstler, dessen innere Notwendigkeit zu salopper Mache führt, ist kein Künstler. Saloppe Mache ist stets unethisch und unkünstlerisch. Jgend ein positives Verhältnis zur Ethik hat der Künstler nötig so gut wie jeder andere Mensch, und wäre es nur ein ethischer Instinkt. Dieses Verhältnis kommt im Kunstwerk immer irgendwie, nach Maßgabe seiner Art, zur Geltung. In diesem Sinne können die Werke Byrons und aller genannten andern nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch gewertet werden. Hier ist wohl auch der ethische Kern der äußerlich meinetwegen unethischen Persönlichkeiten zu suchen.

Was nun speziell das Verhältnis der modernen Kunst zur Ethik betrifft, so sieht es da ja auch nicht so gefährlich aus. Den ethisch begründeten Urteilen eines Ruskin und Morris hat sich doch wirklich nicht die ganze, ja nicht einmal

ein wesentlicher Teil der modernen Kunstproduktion unterworfen. Ich erinnere nur an die mit beispiellosem Raffiniertheit gemalten aphrodisiaken Motive eines Slevogt und eines Stuck, die doch sicherlich wenigstens als a-ethisch, wenn nicht sogar als anti-ethisch zu bezeichnen sind; und die beiden sind unter den Führenden. Und diejenigen, welche „Hodler und die andern Schweizer“ heißen, geben sich doch nicht ethisch! Und doch lag in Hodlers Art, damals, als er Jahrzehntelang dem Publikum trotzte, der eminent ethische Zug des Sichselbsttreubleibens. Diesen ethischen Zug hatte er nötig, um Hodler zu werden.

Allerdings, um aller dieser Leute Werke vom Vorwurf der Ethik im Stofflichen zu reinigen und ihnen selbst dann hinterrücks doch wieder ein Stück Ethik umzuhängen — dazu nur hätte ich die Feder nicht in die Hand genommen.

Aber Jos. Aug. Lux streicht der modernen Kunst und Literatur noch andere Mängel an: „Keine Idee! Kein einziger fruchtbare, schöpferischer Gedanke!“ „Ich frage allen Ernstes, ob nicht überhaupt das Kunstvermögen erloschen ist?“ „Wir haben keinen Plastiker, der an den einsamen Giganten Rodin heranreichte“; ferner: das Innerste fehle, die Blume des Persönlichen, das Überwältigende, Unerklärliche, Göttliche. Alles Schöpfungen des Intellektes.

Gewiß, so ist es vielfach. Aber es gibt Ausnahmen; ich kenne deren wenigstens zwei und werde sie nennen. Ich bin nur erstaunt darüber, daß ich das noch tun muß, daß sie nicht schon längst bekannt und verehrt sind bei allen denen, die über wahre Kunst schreiben, und bei allen denen, die die große, tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen haben, die also doch auch Sucher sein müßten. Warum finden sie nicht, was doch existiert und immer wieder neu geschaffen wird? Es ist verheissen: So ihr mich von ganzem Herzen sucht, . . . Man kann's erleben, daß Leute, die mit großen Worten von der Kunst das Unerklärliche verlangen, einem Kunstwerk misstrauig den Rücken kehren, weil es nicht innerhalb zweier Minuten ihrem Intellekt seinen ganzen Inhalt offenbaren will. —

Ich habe eine Geschichte zu erzählen.

Pandora, Gottes jüngste Tochter, nahte eines Tages, grüßend mit bescheidnem Blick, dem Vater: „Sieh, von einem Menschenvolke hab' ich einst vernommen, reich an Schmerzen, wert, daß man sich des erbarme, darum hab' ich ein Geschenk mir ausgedichtet, daß vielleicht, sofern Du mir's gewährst, damit ich lindre oder tröste ihre vielen Leiden. . . . Aber nun,

so Dir es dessen wert erscheint, wohlan, so segne dieses Werk, auf daß ich's schenke dem bedrängten Volke."

Der Vater segnete das Werk und mit Frohlocken eilte jene nieder zu der Erde. Und weil sie eben an dem steilen Raine unter ihren Füßen einen königlichen Nussbaum schaute, huschte laufend sie hinab und alldasselbst, in Mitternacht gehüllt und furchtsam spähend durch des Daches blaue Fenster, zog sie hastig aus dem Busen ihr geliebtes Kleinod, kniete zur Erde, suchete, und wo am saftigsten erschien das Gras, begrub sie's sorglich zwischen hohen, weichen Halmen. Und über dem da wurde froh und heiter ihr Gemüt und eilends kehrte sie nach Hause.

Da lag das Kleinod. — Unterm Baume glüht' und sprüht' und flammt' es immerdar, und jubelnd und frohlockend, dankend und lobpreisend huldigte die sämtliche Natur dem göttlichen Geschenk. Da kam ein stummer Hirtenknabe — sah — verstand — und aufgeregtten Mutes rief herbei er sieben Bauern. Diese aber trauten nicht, ob doch sie sahn das wunderbare Licht. Doch schließlich siegte ein begieriger Gedanke; großen Lohn erhoffend hoben sie das Kleinod auf und trugen's eilends hin vor Epimetheus, ihren König. Sie trafen ihn in seines Schlosses Hof vor einem Marmorbild mit einem Freunde sprechend. Also lautete sein letztes Wort: „Denn dieses ist des Bildes Sinn und mit Verständnis setzt es darin einzig unseren Ruhm, daß wir Gelegenheit erleben und sie fassen, daß ein Kleinod reife über unserm Haupt und daß wir es gewinnen.“

Doch als die Bauern zeigten ihren Fund und meldeten die Märe, nahm er ihnen ab das Bild, beschaut es sehr von allen Seiten, führt es an sein Ohr und schmeckte daran mit seiner Zunge.

Doch fehlt' ihm ganz und gar des Hirtenknaben Feingefühl, und drum so wies er ab die Bauern mit dem Fund und schickte sie zum roten Dom, allwo die Priester sangen: „O komm, o Gott, mit deiner Gnade“.

Doch in dem Kleinod die erflehte und gewährte Gnade zu erkennen, dazu, nein, genügte nicht ihr Fühlen noch Verstehen; und voll Abscheu und Entsetzen jagt' der Hohenpriester Hiphil-Hophal weg die armen Bauern.

Und an der hohen Schule, wo die Lehrer predigten aus dem papiernen Buch, und meldeten von einem wunderbaren Schatz vor tausend Jahren, also daß die Schüler kehrten sehnsuchtsvoll die Köpfe nach dem Hofe, weil mit ihrem Geiste sie beneideten die glücklichen Geschlechter — da war Lächeln nur und Spotten und Mizachten der verdrossnen Bauern Lohn — denn dieses fehle ja zumeist dem Bild: Gefühl und Seele; überdies der Ernst, und auch zu allermeist der leitende Gedanke.

Desgleichen fand der Goldschmied ohne Wert und unecht den ihm angebotnen Schatz und auch am allgemeinen Markt war keine einz'ge Menschenseele, die in Ehrfurcht seiner sich erbarmte.

Und grossend zogen unsre sieben Bauern ab, zum Tor hinaus und fingen an zu schelten und zu streiten, wer's zuerst gesehn und wer's zuerst geraten. Siehe da, der Hirtenknabe, der da immerdar gefolgt war ihren Schritten, hebend um des teuren Kleinods Wohl und Weh! Da wandte sich in Eintracht alsbald ihr Streit und nahmen ihn in ihre Mitte, schlugen ihn, und wenig fehlt', sie hätten ihn getötet.

Und eileten verdrossen und beschämt nun durch das Feld entgegen ihrer Heimat —

doch als unter einem Apfelbaum ein klein Gebüsch sich zeigte, warfen raschen Schwungs das Kleinod sie hinein und zogen drauf mit großer Hast von dannen.

Und hundert Schritte hatten sie noch nicht getan, da nahete des Wegs ein Jude, fremd von Antlitz und Gewand, und bückte sich und duckte sich und lächelte und grinsete mit untertänigen Gebärden. Doch als er nun gekommen zu dem Busche unterm Apfelbaum, da beugt' er sich und krümmte grinsend sich zur Erde, nahm das Kleinod weg — um des Wegnehmens willen, und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Und als nun gänzlich leer und einsam lag das weite Feld, da kroch ein Knabe langsam durch den braunen Acker, schob sich mühsam durch die niedern Furchen, weil von rotem Blut sich färbten seine Spuren.

Und keine Klage ward an ihm gehört und keine Träne trat vor seinen Blick, doch als er endlich über eine schwere Stunde nun gekommen zu dem niedern Busche unterm Apfelbaum, da warf er sich mit Leidenschaft zu Boden, schrie und schluchzte, wie wem die ganze Welt geraubt, und wem das Herz zersprengt ein namenloses Sehnen. —

Die Geschichte ist nicht von mir. Sie steht in dem Gleichnis „Prometheus und Epimetheus“. Das einzige Verdienst, das ich daran habe, ist eine an sich strafliche Verstümmelung, der Zuschnitt auf einen lehrhaften Zweck. O Karl Spitteler! Verzeihe mir die Sünde dieser Verschandelung Deines erhabenen Kunstwerkes. Ich will es auch gewiß nie wieder tun. Nur dies eine Mal möge der Zweck das Mittel heiligen.

Spitteler ist die erste der zwei Ausnahmen, die ich zu nennen versprach. Wenn man in seinen Werken, wie in „Prometheus und Epimetheus“ so auch im „Olympischen Frühling“, in den „Extramundana“ und den „Balladen“ und so weiter und so weiter, „das Höchste, was hohe Kunst ausdrücken kann“, „die Ahnung des Göttlichen, ein Mysterium“, die „notwendigen Seelenhintergründe“, „die Blume des Persönlichen“, wenn man das alles nicht findet, so ist doch wahrlich nicht der Dichter schuld. Schaut die Welt durch eine rote Brille an, ihr sehet alles rot. Schaut ein Kunstwerk durch die ausschließliche Brille des Intellektes an, so erscheint es euch notwendigerweise als eine Schöpfung des Intellektes; das Glas läßt eben nur die intellektuellen Strahlen, die ja in jedem großen Kunstwerk mit enthalten sind, durch und absorbiert alles andere — just das Wesentliche. Die meisten Leute tragen leider diese Brille, ohne es zu wissen, und merken gar nicht, daß sie samt und sonders Epimetheuse sind und Hiphil-Hophals und Lehrer, die da predigen aus dem papierenen Buch. Sonst hätte Spittelers Prometheus nicht erst nach 25 Jahren zum zweitenmal aufgelegt werden können, während — der Rest ist Schweigen.

Meine zweite Ausnahme ist der Bildhauer, Maler und Graphiker Johann Bossard. Ich denke kaum, daß er den Ehrgeiz hat, an Rodin „heranzureichen“. Er steht auf eigenen Füßen, fest und sicher, ist selbst ein ragender Gipfel — ein Gigant auf eigene Rechnung. Wer in seinem Lithographienzyklus „Das Jahr“ keine Idee, keinen schöpferischen Gedanken findet, wie er fruchtbarer kaum zu denken ist, wem vor seinem gewaltigen plastischen Werk „Das Leben“ nicht heilige Schauer über den Rücken rieseln, und wer darin nur eine Schöpfung des Intellektes, oder nur ehrliche Technik und braves Naturstudium erkennt, der sieht eben nur einen verschwindenden Bruchteil von allem, was wirklich da ist. Angesichts solcher Werke darf man doch nicht fragen, ob das Kunstvermögen erloschen sei!

Ich habe Spitteler und Bossard hervorgehoben, weil ich beider Werke als Höhepunkte der heutigen Kunst erkannt habe mit der Gewißheit, die in Dingen der Kunst nur intuitives Empfinden zu gewähren vermag.



Namenloses Weh

Grau liegt der See und leichenfahl;
Ein kalter Wind streicht drüber hin;
Und frierend steht das Land und kahl;
Und grau und trüb ist mir mein Sinn.

Die Pappel rauscht — und Blatt um Blatt
Sinkt auf des Widders bleichen Spiegel;
Der Herbst verblutet, lebensmatt
Zerflattern seine braunen Flügel.

Grau liegt der See und leichenfahl;
Und nirgends Sonne, nirgends Licht;
Und nicht mehr deiner Liebe Strahl,
Und deine Stimme hör' ich nicht.

Die Pappel rauscht — wie Tränen fallen
Die Blätter in den bleichen See;
Vom fernen Ufer Glocken schallen
In dumpfem, namenlosem Weh.

Hans Oehler, Flarau